

Halle'sche



Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 465. Halle, Donnerstag 4. Oktober 1894. Berlin Bureau: Halle, Friedrichstraße 83 II. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)
Berlin, 4. Oktober. Den „Neuesten Nachrichten“ zufolge erhält Prinz Friedrich Leopold demnächst die Vorderantheilerröbige.

Berlin, 4. Oktober. Die Reichskommission, bestehend aus Marine-Technikern, beschäftigt sich mit der Brauchbarkeit im Kriegsfalle zu prüfen. Diese Beschäftigung soll alljährlich im Herbst stattfinden.

Berlin, 4. Oktober. Das „B. Z.“ veröffentlicht ein Interview mit dem neuem amerikanischen Generalkonsul Decay. Decay äußert sich dahin, Amerika habe unter dem früheren Postkongress selbst am stärksten gelitten. Die Folgen der Herabsetzung der Zollsätze seien ungewiss und bereits erschreckend. Die unglückliche Ernte habe den größten Teil des Einfusses des Zolls auf die weitere Minderung der Zollsätze sei in nächster Zeit erwartbar. Das Hauptbedenken liege auf Seiten des Zolls, der auch den Aufschlag zum Budgetroll gegen Deutschland durchgeleitet. Gegenwärtig sei keine Aussicht auf baldige Aufhebung des Zollschlags. Bei den amerikanischen Bahnen sei ein bescheidenes Zeichen der Gesundung wahrnehmbar.

Paris, 4. Oktober. Der Kongress der Eisenbahnenbeamten beschloß die Bildung eines internationalen Auswahls zum Studium der wirtschaftlichen Interessen der Eisenbahner, sowie die Abhaltung mehrerer Kongresse.

London, 4. Oktober. Das „Neuerliche Bureau“ meldet: Dieser ist hier noch keine Bestätigung der Nachricht von einer Flotade Madagascars eingegangen. Nach eingezogenen Erkundigungen legt man die Nachricht hier dahin aus, daß man sagen wolle, die französischen Kriegsschiffe hätten Befehl erhalten, eine außerordentliche Wachschiff auszusenden, um eine etwaige Landung von Waffen und Munition zu verhindern.

Konstantinopel, 4. Oktober. Unter den Studenten der Medizin wurde eine weitverbreitete Verschwörung gegen den Staat entdeckt; 40 Personen wurden verhaftet.

Der Krieg zwischen Japan und China.

London, 4. Oktober. Dem „Neuerliche Bureau“ wird aus Shanghai gemeldet, gerüchelt verläutet dafelbst, daß die aus der Schlacht bei Pingang entkommenen Chinesen die Ygan Stellung genommen hätten, wo sich ihnen die am Verlust gekündeten Truppen und Wunden aus Schingung auflösten. Die Chinesen hätten sich dort verschanzt. Man glaubt, bei Ygan werde es zur Schlacht kommen.

Nach einer Depesche aus Pusan macht die Pacifikation Korea durch die japanischen Kommissare große Fortschritte. Nur die Logalato-Begebenheit, welche die Intervention Japans in Korea veranlaßte, sind noch nicht beseitigt. In der vergangenen Woche griff eine Flotte von 600 Mann 25 mit Befestigungsarbeiten beschäftigte japanische Ingenieure an, wurde aber durch eine Salve gestreut und floh unter Zurücklassung vieler Todter und Verwundeter. In-Yung-Tschang's Freunde erklären, daß der Befehl nicht nach Korea gehen wird, noch die Absicht dazu gehabt habe. Er wolle vielmehr so lange in Tientsin bleiben, als er beim Kaiser nicht in Ungnade gefallen sei, was die offiziellen Kreise in Peking als bereits geschehen beschreiben. In Tientsin bemerkt man hiervon nichts. Die Kubanden beim Bifong sind noch vor bedacht und die dortverbliebenen Offiziere und die Truppen befinden sich durchaus zuverlässig, sie sind mehrere Tausend Mann stark, gut bewaffnet und werden regelmäßig bezahlt. In Peking ist alles verfahren. Die Unentschiedenheit des Kaisers und das seiner Räte ist sehr charakteristisch. Die Soldaten und das Volk in Peking glauben, die Japaner seien bereits im vollen Anmarsch gegen die Hauptstadt. Die Lage der Fremden wird unhalbar. Es ist ein offenes Geheimnis, daß in Folge der Verluste bei Ping-ang, und durch den Untergang des „Covington“ Mangel an geübten Artilleristen eingetreten ist.

London, 4. Oktober. Die japanische Flotte freigt, wie aus Peking gemeldet wird, bereits in der Nähe der Hauptstadt. Unter den Einwohnern herrscht eine fürchterliche Panik. Der kaiserliche Schatz und das Archiv sind auf dem schnellsten Wege von Peking nach einer Stadt im Innern des Landes transportiert worden.

Yokohama, 4. Oktober. Die seit einigen Tagen hier verarmten deutschen Kriegsschiffe haben Befehl erhalten, sich nach den nordchinesischen Häfen zu begeben.

In Tokio aus Ypung-Pang eingetroffene Briefe melden Folgendes: Bei der Verdringung der Gefallenen fanden die japanischen Soldaten einen Chinesen in Generalsuniform mit Briefen der chinesischen Regierung an den General Yeh, den chinesischen Höchstkommandierenden in Korea, und mit anderen Dokumenten, aus denen hervorging, daß der Todte ein dieser General Yeh war. Derselbe wurde mit gebührendem Ehren beerdigt. Die chinesischen Gefangenen werden jetzt von Chemulpo nach Japan verschifft und sollen dort wegen ihrer großen Anzahl auf verschiedene Militärstütten verteilt werden.

London, 4. Oktober. England soll Deutschland, Frankreich und Rußland den Vorschlag zu einem gemeinsamen Vorgehen in den chinesischen Kriegsspielen gemacht haben.

Aus Washington trifft soeben die sensationelle Nachricht ein, daß das russische Gesandten in den chinesischen Gesandten ein ihm folgendes britisches Kriegsschiff bedroht hätte. Auf der Admiralität ist indes bisher noch keine Depesche des in China kommandierenden Admirals Freemanle eingelaufen, die eine Bestätigung dieser Nachricht enthielte.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser nahm, wie aus Rominten gemeldet wird, am Mittwoch den Vortrag des Staatssekretärs des Reichs-Marineamts entgegen und empfing den Vizekaplan, General der Infanterie, v. Werder. — Der Kaiser wird, wie verlautet, voraussichtlich vom 5. bis 12. ds. Mts. auf Jagdschloß Guberus Hof verweilen und am 13. Oktober wieder im Neuen Palais eingetroffen sein. In Wiesbaden wird der Kaiser am 17. ds. Mts. nur ein ganz kurzes Zeit, desgleichen in Darmstadt; an beiden Orten dürfte der Kaiser am 16. Okt. verweilen und bereits am Abend des Tages nach dem Neuen Palais zurückkehren.

* Bezüglich der Verhinderung der Subjugationsfahrt der Schiffe zum Fürsten Bismarck auf nächstes Jahr bemerkt die „Berl. Vork. Ztg.“:

„Es wird nicht fehlen, daß man annehmen wird, Fürst Bismarck sei lebend geblieben und darum die der Empfang der Huldigungen auf nächstes Jahr verabschiedet worden. Wir haben indessen, daß dieser Gründe vorliegen. Der Fürst will sich auf unferne in nere vorläufige Lage gegenüber nicht aussprechen, ehe sich ergeben hat, welche Maßnahmen im Sinne der Kaiserlichen Flag greifen werden. Man kann auch hierin einen Beweis für die gesunde Situation erblicken, die in der früher als ursprünglich beabsichtigt gewiesenen Rückkehr des Reichsfürsten aus äußerlich gekennzeichnete. Daß der Fürst sich völlig wohl befindet, dafür spricht die Tatsache, daß er demnächst wieder Besuch empfangen wird. In der letzten Sitzung des Landwirtschaftlichen Vereins in Stolp machte der Vorsitzende nämlich den Vorschlag, daß der Verein in corpore dem Fürsten Bismarck als seinem Ehrenmitgliede sich verleihe. Der Vorschlag wurde mit großem Beifall angenommen. Der Tag des Empfanges wird demnächst bekannt gegeben werden.“

* Wir hatten in unserer früheren Zeitungsmühle die Frage reproduziert, welche die „Nord. Allg.“ der „Kreuzzeitung“ bezüglich der Verdringung des bekannten, viel besprochenen Gerüchtes über die Vorgehen in der Oberkreuzerwerkschule hatte zu sagen lassen. Demgegenüber erklärt heute die Kreuzzeitung, sie halte ihren Bericht in allen Einzelheiten als durchaus zutreffend und lässig aufrecht. Der „Allg.“ und „Lebe die Anarchie!“, der übrigens schon in liberalen Berliner Monatsblättern geäußert habe und von diesen dahin ausgesinnt worden sei, daß es sich wohl um anarchistische Propaganda handele, — sei wirklich gefallen, die „Kreuzzeitung“ habe hieraus aber keineswegs den Schluss gezogen, der sich in den liberalen Blättern fände; mit keiner Silbe habe sie auch nur angedeutet, daß der Hof aus einer revolutionären oder anarchistischen Denkwelt hervorgegangen sei, vielmehr habe sich im Anfang ihres Berichts das unter den Oberkreuzerwerkschülern sich breit machende Talmt-Substanzium als die Hauptursache des ordnungswidrigen Gebahrens ausdrücklich erklärt. — Liberale Blätter meinen, durch die Darstellung der Kreuzzeitung hätte die Schuld von Offizieren, welche durch unrichtiges Verhalten den Schülern gegenüber die Ausbreitung dieser Verurteilung hätten, in den Hintergrund geschoben werden sollen. Die „Allg. Ztg.“ schrieb anlässlich des bedauerlichen Ereignisses, es sei schon früher angeregt worden, mit der Centralisirung der militärischen Institute in der Hauptstadt zu brechen und wahrscheinlich werde das Vorwärtsschritt Veranlassung sein, den Gedanken auszuführen.

* Eine willkommene Nachricht hat der Diast gebracht, als er meldete, daß der deutsche Gesandte bei den Vereinigten Staaten dem Dr. Gieseler die Protestnote seiner Regierung wegen der differentiellen Behandlung des Zuckers aus Ländern, in denen eine Exportzölle gebahlt werde, überreicht habe. Bekanntlich hat zuerst der Landwirtschaftliche Centralverein für die Provinz Sachsen den Reichsanwalt eine Eingabe zugehen lassen, in welcher derselbe ersucht wurde, zu Gunsten der durch die Zuckerkill im höchsten Maße gefährdeten deutschen Zuckerproduzenten einzuschreiten — später, als dann das nunmehr geschickte Ausrück der österreichischen Hofzuckerfabriken und Raffinerie die Zuckerpresse noch weiter zu drücken drohte, — schloß sich ihm der Landwirtschaftliche Centralverein für Westpreußen an. Es wird, wie wir erfahren, in geschäftlichen Kreisen bereits ernstlich enogen, ob Deutschland für den Fall, daß die Washingtoner Herren oder richtiger wohl der amerikanische Zuckerkraft sich ungenügend erweisen sollte, hauptsächlich mit Repressivmaßnahmen vorgehen wird. Man ist der Ansicht, daß zunächst wieder der amerikanische Weizen und Speck und in zweiter Linie amerikanisches Getreide verschärften Einfuhrbedingungen unterliegen würden. Wir können freilich diesen Gedanken einwenden nicht schreiben und gehen es vor, positive Nachrichten oder auch offiziöse vorerst noch abzuwarten. Im übrigen beruht in Holland der Vereinigten Staaten einzuweisen eine heftige Verwirrung, was die Behandlung des Importzuckers betrifft, und dies würde unferes Erachtens der deutschen Regierung einen willkommenen Anlaß geben, die Angelegenheit in einem für die deutschen Interessen günstigen Sinne zur Klärung zu bringen. Dem durch die Lieberreichung der Protestnote befehdeten guten Willen gegenüber wollen wir alle anderen Sentimente, die sich uns aus diesem Anlaß aufdrängen würden, bis auf weiteres schweigen lassen.

* Die Konferenz zur Beratung der auf Bekämpfung des unanters Wetterschades gerichteten Maßregel ist gestern im Reichsamt des Innern zusammengetreten. Einladungen dazu

find hauptsächlich an Mitglieder des Gewerbetandes ergangen. Für die Konferenz sind bestimmte Grundzüge ausgearbeitet. Sie soll 3 bis 4 Tage dauern.

* Die Antikemittliche Vereinigung für Norddeutschland, welche am Sonntag in Berlin tagte, wählte in ihren Vorstand u. A. Prof. Förster, Althaus, Dr. Badler. Die Hauptgrundzüge des von Prof. Förster vorgelegten Programms waren folgende:

„Alle Volksgenossen sind gleichberechtigt. Für gleiche Arbeit ist gleiche Lohn zu gewähren. Vorräte der Geburt und des Standes sind unzulässig. Auszeichnungen durch Orden, Ehren titles u. s. w. sind abzuschaffen. Die Erblichkeit des Reiches hat eine neue Einschränkung zu erfahren, da zuviel Besitz in einer Hand zu verstaatlichen. Das „Recht auf Arbeit“ ist gesetzlich festzusetzen. In Stelle der Lohnarbeit sollen freie Gewerbetätigkeiten unter Leitung des Staates treten. Auch das neue bürgerliche Gesetzbuch ist auf unendlicher Grundlage aufzubauen und darum zu erneuern. Die Kirche ist frei und unabhängig vom Staate und untersteht dem Verein, und Versammlungsrecht u. s. w.“

Diese eigentümlichen Anforderungen und Forderungen lassen das Wort von der Vorführung der Sozialdemokratie, wie ein Berliner Blatt meint, „wenn auch nicht gerechtfertigt, doch nicht mehr ganz unerlässlich“ erscheinen.

* Die Angelegenheit v. Kotte soll nach der „Staatsbürgerzeitung“ in eine neue Phase eingetreten sein. Nachdem die Voruntersuchung abgeschlossen, habe Herr v. Kotte die Mittheilung erhalten, daß das förmliche Freigewerbetätigkeiten Verfahren gegen ihn wegen Mangels an Beweisen eingestellt worden sei. Herr v. Kotte habe nun von dem jedem Offizier zustehenden Rechte Gebrauch gemacht, auf einen ehrenrührigen lichen Spruch gegen sich selbst anzutragen, und die ehrenrührige liche Untersuchung seiner Angelegenheit bei dem für ihn zuständigen Landwehrtribunal III Berlin nachzuft.

* Daß die Sozialdemokraten in solche Stützen der Regierung sind, hat sich in der vorigen Reichstags-session ergeben, als die Erhöhung der Tabaksteuer auf der Tagesordnung stand. Damals hatten die Sozialdemokraten einen Kongress nach Berlin einberufen, um gegen diese Steuer Einspruch zu erheben. Da die Tabaksteuer nun wieder erscheint, haben die Sozialdemokraten beschlossen, von Neuem eine lebhaftere Gegenagitation zu betreiben. Um dieselbe einheitlicher zu gestalten, ist Deutschland in 14 Abtheilungenbezugs-Kongresse in Aussicht genommen.

Der Leiter des Pressebureau in Rußland, Herr v. Kottwitz, ist zum Wirklichen Legationsrat und vortragenden Rath ernannt worden.

* Herr v. Roscielski muß sich jetzt von allen Seiten herbe Belagen gefallen lassen. So schreibt der „Tendunton“ am Schluß einer Artikelserie über die politische Thätigkeit und den Einfluß des früheren Reichstagsabgeordneten und Polenführers:

„Der Einfluß von Roscielski würde nicht solchen Umfang erlangt haben, wenn die Vertretung der Polen in Land- und Reichstagen nicht ausschließlich aus dem Adel und dazu nur dem 1/4 Teil aus der polnischen Aristokratie bestanden. Roscielski selbst findet heute gegen Roscielski kein Anrecht. Dieser Richter hätte stets Gelegenheit, sich der politischen Gesellschaft durch seine Schwachsinnigkeit und den Deutschen als „Secular“ in Erinnerung zu bringen. Es sei noch fraglich, ob ihm die Lemberger Rede, wie die deutschen Blätter schreiben, in Berlin haben werde. Er habe immer Mitglied des Herrenhauses und noch Gelegenheit haben, sich nicht nur seiner Nation, sondern auch — Berlin in Erinnerung zu bringen. Es gebe nur ein Argument gegen ihn, nämlich: aus hingen (politischen) Fractionen seien diejenigen Abgeordneten zu bezeichnen, welche dort dem Herrn v. Roscielski, wie fäulste Schatz dem Volk, gefolgt seien.“

* Entgegen der Mittermeldung, daß im preussischen Staatsministerium eine Novelle zum § 35 der Gewerbeordnung vorbereitet werde, durch welche die Nachbarn von der Konkurrenz des Kruppens in Preußen einseitig geschützt werden sollen, erklären die „Berl. Vork. Ztg.“, daß allerdings eine Veränderung des § 35 der Gewerbeordnung mit Bezug auf die Drogenhandlungen geplant sei, daß der Entwurf zu der Änderung aber bereits vor einem Jahre dem Bundesrathe vorgegangen wäre:

„In dem Entwurfe handelte es sich darum, der vielfach vor kommenden Anfertigung von Nachbarn in Drogenhandlungen entgegenzutreten. In dieser Anfertigung liegt eine große Gefahr für das Publikum, weil das Personal in den Drogenhandlungen vielfach nicht des Lateinischen kundig ist und weil die Anfertigung in Räumen oberhalb des Ladens vorgenommen wird, in denen die zur Rezeptur nötigen Mittel und Geräte in wildem Durcheinander aufbewahrt werden. Die bisher gegen die Drogenhändler zur Anwendung gebrachten Geldstrafen haben nicht genügt, denn für das Publikum mit den höchsten Folgen verbundenen Schaden ist ein Ende zu bereiten. Man hatte deshalb in dem vorjährigen Entwurfe durch Änderung des § 35 der Gewerbeordnung die Drogenhändler in die Zahl derjenigen Gewerbetreibenden aufgenommen, welche bei Einführung ihres Geschäftsbetriebes der zuständigen Behörde davon Anzeige zu machen haben und denen von dieser die Festsetzung des Gewerbesteuerunterlage werden kann. Der Entwurf der Bundesrathe einer Berathung unterzogen worden, zur unbilligen Annahme ist er bisher jedoch nicht gelang.“

Vom Czaren.

Entgegen den von der „Pol. Corr.“ mitgetheilten Nachrichten über das Verhalten des Czaren erklärt der Petersburger Correspondent der „Allg. Ztg.“, daß die Krankheit des Czaren in den letzten Tagen wiederum eine ernste Wendung genommen hat. Gerichtsweise verlautet, es solle eine Regenschicht in der Weise eingeleitet werden, daß der Großfürst Thronfolger Regent und ihm der Großfürst Wladimir, der älteste Bruder des Czaren, als Verrather zur Seite gestellt wird. Von anderer Seite wird jedoch die Richtigkeit dieses Gerüchtes bestritten mit dem

Amtliche Bekanntmachungen

für den  Saalkreis.

Beilage zur „Halle'schen Zeitung.“

Nr. 39.

Halle a/S., den 3. Oktober

1894.

Amtlicher Theil.

Polizei-Verordnung

über den Schiffsverkehr auf dem Stromgebiete der Elbe während der Cholerazeit.

Auf Grund des § 136 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 (Ges.-Samml. S. 195) wird hierdurch Folgendes verordnet.

§ 1.

Auf den zum Stromgebiete der Elbe gehörigen, in Preußen gelegenen Strom-, Fluß- und Kanalstreden ist jeder Schiffer und Flößer verpflichtet, an den von dem Reichscommissar für die Gesundheitspflege im Stromgebiete der Elbe errichteten ärztlichen Controlstationen oder auf Verlangen der Revisionsbeamten auch außerhalb der Stationen zu halten, das Untersuchungspersonal an Bord zu nehmen und den Anordnungen der Beamten unweigerlich Folge zu leisten.

Die Controlstationen und die Untersuchungsfahrzeuge sind durch große weiße Flaggen kenntlich gemacht.

§ 2.

Zuwiderhandlungen gegen diese Polizei-Verordnung werden mit Geldstrafe von 100 Mk. geahndet, sofern nicht nach den Gesetzen eine höhere Strafe verwirkt ist.

§ 3.

Diese Polizei-Verordnung tritt für die Spree von Köpenick bis zur Einmündung in die Havel, die Havel, den Plauen'schen Kanal und den Elbstrom abwärts von der Einmündung dieses Kanals bis zur Hamburgischen Staatsgrenze, sowie für die Nebenwässer dieser Wasserstraßen sofort in Kraft.

Insofern für andere Theile des im § 1 bezeichneten Stromgebietes Controlstationen errichtet werden, tritt für diese die gegenwärtige Polizei-Verordnung mit dem Tage in Kraft, an dem die Errichtung der Stationen im Deutschen Reichsanzeiger veröffentlicht wird.

Berlin, den 13. September 1894.

Der Minister für Handel und Gewerbe.

J. N.

G. J. Lohmann.

J.-N. 14166

[3369]

Bekanntmachung.

Die Kreiseingefessenen werden hierdurch auf die im 38. Stücke des Amtsblattes vom 22. d. Mts. unter Nr. 1059 abgedruckte Bekanntmachung der Hauptverwaltung der Staatsschulden vom 3. d. Mts., betreffend Kündigung zur baaren Rückzahlung ausgeloster Staatsschuldscheine etc., besonders aufmerksam gemacht. [3370]

Das Verzeichniß der gekündigten Staatsschuldscheine liegt in meinem Geschäftszimmer, Louisenstr. 6, zur Einsichtnahme aus.

Halle a. S., den 21. September 1894.

Der königliche Landrath des Saalkreises.

J.-N. 14045.

von Werder.

Bekanntmachung.

Nach Mittheilung der Direktion der Provinzial-Gebammen-Lehr-Anstalt zu Wittenberg können Personen, welche in derselben ihre Entbindung abwarten wollen, vom 1. Oktober 1894 bis Mitte März 1895 und zwar vier Wochen vor der Niederkunft unentgeltlich aufgenommen werden. [3371]

Halle a. S., den 1. Oktober 1894.

Der königliche Landrath des Saalkreises.

J.-N. 14420.

von Werder.

Bekanntmachung.

Der bisherige Stellvertreter des Amtsvorstehers, Lieutenant a. D. von Lieres und Wilkau zu Cröllwitz, ist zum Amtsvorsteher für den Amtsbezirk Nietleben im Saalkreise ernannt worden. [3372]

Magdeburg, den 12. September 1894.

Der Ober-Präsident der Provinz Sachsen.

In Vertretung:

Nr. 7206. D. B.

von Nickisch-Roseneck.

Verlag der Halle'schen Zeitung m. S. Verantwortlich: Director L. Lehmann, Halle.

Num
 250
 Zeitun
 aufst
 3 Wi
 mili
 un g
 Bedür
 14 täg
 3 Zeit
 Halle,
 ist den
 Tagen
 Tag L
 gestern
 liche
 Woche
 und e
 diese
 welche
 reich
 haben,
 könne.
 Nicht,
 vernin
 wenn
 den D
 die L
 dies v
 als fr
 zeichn
 g
 Notiz
 raths
 auf
 angebl
 sein,
 in de
 welche
 öflich
 Deine
 Fran
 weil
 wär
 — be
 seine
 ment
 in m
 Tage
 fabr.

der Formulare für Amts- und Gemeindevorsteher und Schiedsmänner.

Preis-Verzeichnis

der Formulare für Standesbeamte.

Formular Nr.	Bezeichnung des Formulars	25					50					75					100					200								
		End																												
1	Geleit-Journal	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
3	Reiseverzeichn. Tischb.	3	3	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
3a	Reiseverzeichn. Einlagebogen	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
4	Rechnungs-Protokoll	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
5	Rechnungs-Protokoll	25	45	65	80	105	150	175	105	150	105	150	105	150	105	150	105	150	105	150	105	150	105	150	105	150	105	150	105	150
6	Erklärung zur Sitzung	30	55	80	105	130	175	200	130	175	130	175	130	175	130	175	130	175	130	175	130	175	130	175	130	175	130	175	130	175
7	Erklärung zur Sitzung	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
8	Erklärung zur Sitzung	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
9	Erklärung zur Sitzung	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
10	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
11	Rechnungs-Protokoll	70	130	185	240	240	425	425	240	425	240	425	240	425	240	425	240	425	240	425	240	425	240	425	240	425	240	425	240	425
12	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
12a	Rechnungs-Protokoll	3	3	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
13	Rechnungs-Protokoll	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
13a	Rechnungs-Protokoll	3	3	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
14	Rechnungs-Protokoll	75	140	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
14a	Rechnungs-Protokoll	3	3	2	2	260	460	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460	260	460
15	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
16	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
17	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
18	Rechnungs-Protokoll	25	45	65	80	100	130	150	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130
19	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
20	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
21	Rechnungs-Protokoll	20	40	55	70	90	130	150	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130	90	130
22	Rechnungs-Protokoll	15	25	35	45	55	70	80	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70
23	Rechnungs-Protokoll	15	25	35	45	55	70	80	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70	55	70
24	Rechnungs-Protokoll	25	45	65	80	100	130	150	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130
25	Rechnungs-Protokoll	25	45	65	80	100	130	150	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130
26	Rechnungs-Protokoll	25	45	65	80	100	130	150	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130
27	Rechnungs-Protokoll	25	45	65	80	100	130	150	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130	100	130

Bei Bestellungen erbiten Angabe der Formular-Nummer!

Halle (Saale) 87. **Halle'sche Zeitung.**



(Nachdruck verboten).

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau. Von F. Klink-Lütetsburg.

Nachdem die Personalfragen erledigt waren, wurde Foelke verurtheilt. Auch diese Handlung regte sie mächtig auf, während sie für den Affessor eine sich täglich wiederholende war, die für ihn jedes Feierliche längst verloren. Der Eid war ihm ein Mittel, die Wahrheit zu erfahren, ohne diesen gab es keinen Weg, sie zuverlässig zu ergründen und das Verborgene an's Licht zu ziehen. Foelke's Benehmen gefiel ihm nicht. Wenn sie entschlossen war, die unumwundene Wahrheit zu bekennen, brauchte sie den Eid nicht zu fürchten. Er erachtete es nothwendig, ihr den Ernst des Eides noch besonders klar zu machen.

„Sie sind sich also vollständig bewußt, daß Sie sich eines Criminal-Verbrechens schuldig machen würden, das heißt einen Meineid leisten, wenn Sie gegen besseres Wissen die Angeklagte zu belasten versuchen wollten. Muß ich Sie auf die Strafen aufmerksam machen, die der Meineid nach sich zieht?“

„Nein, ich würde auch ohne Eid immer die Wahrheit sagen“, entgegnete sie leise. Sie fühlte vorübergehend eine Schwäche, die sie wünschen ließ, sich setzen zu dürfen. Die Worte des Assessors, keine ganze Art verursachten ihr ein Gefühl, als habe sie bereits ein Criminal-Verbrechen begangen.

„Das gehört nicht zur Sache“, fuhr er ungeduldig heraus. „Sie wollen nur meine Fragen kurz beantworten. Erzählen Sie, was Ihnen von der Schuld der Angeklagten bekannt ist. Wolberich Heymann leugnet, die Pferde im Stalle Ihres Vaters losgekoppelt zu haben.“

„Daß der Vater Wolberich genannt? konnte Foelke nicht umhin, erstaunt zu fragen.“

„Ich will den einfachen Thatbestand, wie er sich zugetragen. Erzählen Sie.“

Foelke berichtete. Das, was sie sagte, trug so sehr das Gepräge von Wahrheit, daß der protokollführende Referendar verwundert auf den verdrießlichen Kollegen blickte, dessen „fabelhafte“ Laune ihm ganz unverständlich war. Affessor Hellwald stand der Zeugin indeß mit einer Miene gegenüber, als erwarte er jeden Augenblick, in die Lage zu kommen, ihr einen Gegenbeweis ihrer Aussagen zu bringen. Als sie geendet hatte, fragte er:

„Könnte nicht der Knecht die Pferde losgekoppelt haben, wie Ihr Vater anfangs vermuthet?“

„Nein, ich kann mich dafür verbürgen.“

„Wer hat es denn aber gethan? Sie vermuthen Wolberich Heymann?“ fuhr der Affessor heraus; als Foelke nicht gleich eine Antwort gab, fügte er hinzu: „Nicht wahr, sie hat es gethan?“

Sie wurde abwechselnd roth und bleich, indem sie sich der Worte erinnerte, die vorhin im Wartenraum ihr Ohr erreicht hatten, und kein Laut kam über ihre Lippen. Affessor Hellwald war aber keineswegs gesonnen, ihr die Beantwortung der an sie gerichteten Frage zu ersparen.

„Wollen Sie nicht antworten?“ drängte er jetzt wieder in barschem Tone. „Erschwern Sie mir mein Amt nicht. Wolberich Heymann hat Syrer Diermung nach das Unglück verschuldet.“

Foelke nahm sich noch einmal zusammen. Sie wollte unter keiner Bedingung als Anklägerin gegen Wolberich auftreten. Niemand konnte von ihr verlangen, daß sie eine Möglichkeit zu einer direkten Anklage erhebe.

„Ich habe eine solche Meinung nicht geäußert“, entgegnete sie jetzt ruhiger.

„Aber Sie haben doch behauptet, sie in Ihrem Hause gesehen zu haben. Wollen Sie diese Aussage etwa zurücknehmen? Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie verurtheilt worden sind. Bedenken Sie, daß es sich darum handelt, ein nicht vorbestraftes junges Mädchen in's Gefängniß zu bringen.“

Die Folgen davon für deren Zukunft werden Sie sich wohl klar machen können. Warum sollte Wolberich die That begangen haben? Lebten Sie etwa mit ihr im Unfrieden?“

„Sie hatte eine Abneigung gegen mich.“

„In dem Gesichte des Assessors machte sich ein Ausdruck bemerkbar, der verrathen konnte, daß ihm eine solche nicht unbegreiflich erschien. Das Interesse des Untersuchungsrichters wurde von einem persönlichen Vorurtheil wesentlich beeinflusst.“

„Wodurch äußerte sich diese Abneigung?“ fragte er weiter.

„Sie fügte uns mancherlei Schaden im Garten und Haus zu.“

„Sie halten Ihre gemachten Aussagen aufrecht?“

„Im vollen Umfange“, gab sie kalt zurück.

Affessor Hellwald befand sich in einer Stimmung, für welche er eine Erklärung nicht hätte geben können. Sein Benehmen Foelke gegenüber hatte gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was es hervorrufen sollte.

Wohl war sie noch bleich, aber sie begegnete dem Blick des Assessors mit einem Ausdruck ihres Gesichtes, der wiedergab, was in ihrer Seele vorging. Er hatte die Macht verloren, sie zu verletzen. Nie zuvor glaubte er soviel Hochmuth und — er täuschte sich nicht darüber — Verachtung in Gesichtszügen sich haben widerspiegeln sehen, wie sie jetzt in Foelke's Antlitz ausgeprägt waren.

„Sie behaupten, Wolberich Heymann habe in jener Nacht die Pferde in dem Stalle Ihres Vaters losgekoppelt?“ fuhr er mit bebender Stimme fort.

„Ich habe das nicht behauptet und werde auch eine derartige Anschuldigung nicht erheben.“

„Ja, Sie haben es gesagt“, stieß er ungeduldig hervor. — „Bitte, Kollege! Geben Sie einmal die Akten her. — Sie sprachen von einer Abneigung des Mädchens gegen Sie, von allerlei Schandthaten, welche es verübt. Wollen Sie das leugnen?“

Er suchte ungeduldig, mit dem Zeigefinger die Zeilen verfolgend, in dem Schriftstück, welches der Protokollführer ihm überreicht hatte, wä'nd Foelke ruhig entgegnete:

„Gewiß nicht. Meine Vermuthungen sind dieselben geblieben.“

„Aun ja — nun ja. Machen Sie doch nicht so viele Umstände, wir haben hier mehr zu thun. Sie beschuldigen also Wolberich Heymann, die That verübt zu haben.“

Foelke war wirklich erstaunt über die Hartnäckigkeit, mit welcher der Affessor ihr eine Aussage aufdrängen wollte, die sie nicht gemacht. Dieses Empfinden spiegelte sich deutlich in ihrem Gesichte wieder, als sie jetzt mit aller Entschiedenheit entgegnete:

„Ich beschuldige Wolberich Heymann dieser That nicht. Ich habe nicht gesehen, daß sie von ihr begangen worden. Sie war in jener Nacht in unserem Hause — ich sah sie dasselbe durch die Hinterthür verlassen — es giebt kaum eine Möglichkeit, daß ich mich getäuscht haben könnte. Das Licht fiel voll auf ihr Gesicht.“

„Ah“, unterbrach der Affessor mit unerkennbarem Hohn in dem Ton seiner Stimme, „Sie müssen also doch die Möglichkeit zugeben, daß Sie sich getäuscht haben könnten. Sie wollen nicht mit Ihrem Eid für die Richtigkeit Ihrer Wahrnehmungen einstehen. Dadurch wird also die Sachlage eine durchaus veränderte und die Anklage sich gar nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Sie sind die einzige Zeugin, deren Glaubwürdigkeit obendrein —“

Ihre klaren blauen Augen begegneten denen des Assessors mit einem Ausdruck von Stolz und Verachtung, die ihn hinderte, die Beleidigung zu vollenden. Er begann mit verdrießlicher Stimme das Protokoll zu diktiren.

„Zeugin giebt die Möglichkeit eines Irrthums in der Person zu.“

Als der Affessor diese Worte diktirte, öffneten sich einen Augenblick ihre Lippen. Sie schlossen sich wieder fest zusammen, ohne daß ihnen auch nur ein Laut entschlüpft war. Sie hatte

sich nicht geirrt, und doch in der Nacht — beim flackernden Licht — es war besser, sie sagte nichts mehr.

Das Protokoll wurde verlesen. Foelke erröthete und erblich. Wie war es möglich, daß man mit besonders gewählten Worten, mit Nebenwendungen den Inhalt eines Schriftstückes so ganz Muthmaßungen anpassen konnte, welche der Wahrheit direkt entgegen waren? Einen Augenblick dachte sie daran, ihre Gedanken in Worte zu kleiden. Sie verzichtete darauf. Dieser eine Fall sollte ihr eine Lehre für die Zukunft sein. Die Gedanken und Worte dieses Mannes konnten sie nicht beleidigen. Er war offenbar unfähig des Amtes, das er verwaltete. Sie war weit davon entfernt, das Benehmen des Assessors richtig zu beurtheilen, es entbrang dem Jörn gegen sich selbst, dem Verrger eines kleinlichen Charakters, der stets bereit ist, eigene Schuld auf fremde Schultern zu laden. Ohne sich ihres Handschuhes zu entledigen, unterschrieb sie, auf eine darauf bezügliche Aufforderung, mit festen, energischen Schriftzügen das Protokoll. Dann richtete sie sich aus ihrer vorgebeugten Haltung auf und blickte fragend den Assessor an.

Sie können gehen", sagte dieser kalt. Foelke verließ das Zimmer. Noch im Gehen hörte sie Hellwald sagen:

"So ist nun dieses Bauernvolk. Um solcher Geschichten willen werden Termine über Termine abgehalten. Man sollte des Teufels dazwischen werden." Seine weiteren, für das junge Mädchen wenig schmeichelhaften Aeußerungen erreichten nicht mehr das Ohr desselben.

Nun war Foelke im Wartezimmer, der Vater trat ihr entgegen.

"Wir wollen gehen", sagte sie in müdem Tone.

Uffe Atjes konnte sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, als er in das todtenbleiche Gesicht seiner Tochter blickte.

"Es hat ihr doch nichts genützt", triumphirte Wolberich, als Foelke an ihr vorüberschritt.

Endlich hatte diese das Freie erreicht. Ein frischer Luftzug strich über ihr Gesicht und brachte das Blut in die Wangen zurück. Sie athmete wiederholt tief auf.

"Wir wollen in den Gasthof „Zum Stern“ gehen und ein Glas Wein trinken", sagte Uffe Atjes, dem das Aussehen seiner Tochter nicht gefiel.

"Nein, Vater — nach Hause. Ich fühle mich nicht wohl. Laßt gleich anspannen. In der frischen Luft wird mir besser werden."

Uffe Atjes widersprach nicht. Die Pferde wurden sogleich angeführt und bald genug verließ der Wagen mit seinen Insassen die Stadt.

Es war ein glühend heißer Septembernachmittag, so heiß, wie man ihn selten in dieser Jahreszeit findet. Schon seit Wochen hatte die durstende Erde kein Tropfen Regen mehr erquickt. Die Wiesen machten in Folge dessen einen dünnen Eindruck, überall

war das Gras verborrt, und das Laub fiel vertrocknet, noch grün, von den Bäumen.

Vielleicht wirkte der Anblick der verödeten Felder verstimmend auf Uffe Atjes, wenigstens wechselte er mit seiner Tochter während der ganzen Fahrt kein Wort. Er fragte auch nicht nach dem Verlauf der Verhandlung. Ohne daß Foelke ihm ein Wort sagt, wußte er, daß sie eine schwere Niederlage erlitten. Das war für Uffe Atjes eine tiefe Kränkung. Dem „Tater“ hatte man geglaubt, seiner Tochter nicht.

Schweigend waren Vater und Kind daheim angekommen, schweigend hatten sie ihre Kleider gewechselt, um dann an die gewohnte Arbeit zu gehen.

Sie fühlten nicht das Bedürfnis eines gegenseitigen Aussprechens. Ein Jeder dachte dasselbe für sich. Und doch eine Veruhigung hatten Beide: Die Sache war abgethan.

Foelke athmete erleichtert auf, als sie sich endlich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte und allein war. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als könne sie dadurch einen häßlichen bösen Traum vercheuchen. Das Gefühl, als ob dieser Tag ein verhängnisvoller für sie geworden sei, wollte nicht von ihr weichen.

Sie hatte unendlich viel erlebt, sie konnte kaum Alles fassen. Wie tief war sie gedemüthigt worden! Nicht nur, daß ein Mensch ihre Wahrheitsliebe zu beweisen genagt, oiel Schlimmeres hatte sie erfahren. Man hatte sie einer Verbrecherin gleichgestellt, hatte es für möglich gehalten, daß sie einen Meineid begehen könne, um eine Nebenbuhlerin — ja so war es gewesen, wenn man es ihr auch nicht mit dünnen Worten gesagt — in's Verderben zu stürzen.

Und wer war diese Nebenbuhlerin? Der „Tater“. Ein hinterlistiges, verlogenes Geschöpf, dem die nächsten Angehörigen nicht einmal Glauben schenkten, sondern es jeder schlechten Handlung fähig hielten.

Foelke fand in dieser Nacht keinen Schlaf, so heiß sie auch ein Vergessen begehrte. Unablässig sah sie die inquirirenden Blicke des Assessors Hellwald auf sich gerichtet und wiederholte sich dessen beleidigende Worte so lange, bis ihr Kopf wie im Fieber brannte.

Es stand unzweifelhaft bei ihr fest, daß Wilhelm dem Mädchen Dinge in den Kopf gesetzt, die schlecht genug zu seinen Verheuerungen ihr gegenüber passten. Dadurch war sie jeder Verpflichtung, die Bezug auf ihn hatte, überhoben. Es war für sie ein besonderer Trost, daß sie ihm niemals Hoffnung gemacht oder ein Versprechen irgend welcher Art gegeben. War der heutige Tag ein schlimmer für sie gewesen, so brachte er ihr doch auch unstreitig den Gewinn, daß er sie über den inneren Werth des Mannes belehrte, in dessen Hände sie vertrauensvoll ihre Zukunft hatte legen wollen.

Mit diesen Gedanken war der Traum entschwunden, der ihr die gleichförmige Wirklichkeit mehr verhöht, als sie selbst gewußt. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Droschkengaul.

Eine tragische Begebenheit.
Von Carl Ed. Klopfer (München).
(Schluß.)

Die nächste Viertelstunde, während deren wir nach meinen genauen Messungen 150 Meter zurücklegten, verstrich ohne besonderen, störenden Zwischenfall. August befriedigte in dieser Zeitspanne nur ein momentanes Magenbedürfnis, indem er — ganz en passant — einem zur Schule gehenden Knaben eine Schmalzstulle entwendete, die er sofort mit behaglichem Schmatzen verzehrte. Diese kleine Stärkung hob das Allgemeinbefinden des Alten so sichtlich, daß ich — als er nach Verlauf der besagten fünfzehn Minuten wieder einmal eine Rast für geboten hielt — seinem Herrn den Auftrag erteilte, ihm aus einer nahen Schnapsstube eine Erfrischung in Form eines kleinen Cognats zu besorgen. Ich erinnerte mich nämlich des Verfahrrens, das seinerzeit auf dem Berlin-Wiener Distanzritt von den Kämpen dieses sportlichen Unternehmens so erfolgreich angewandt worden war. Aber ich Leichtsinziger bedachte nicht, wie lange der alte Herr schon keinen hinter die Binde gegoffen haben mochte und daß seine Konstitution auf solche Erzeße nicht mehr eingerichtet war. Die Folgen meiner unvorsichtigen That waren im ersten Moment erstaunlich, gleich darauf — ungeheuerlich.

Kaum hatte August den Cognac — es mag auch vielleicht nur ein „Nordlicht“ gewesen sein — mit Schmunzeln genehmigt so blähte er die Nüstern und spitzte die Ohren; die Burgunderröbe, die er für seinen ordnungsmäßigen Schweiß hielt, gerieth in nervöse Bewegung, und mit Entsetzen wurde es mir und dem Kutscher klar: der Gaul war betrunken. Energische Mahnungen mit dem Zügel sollten ihn zur Vernunft bringen, erzielten jedoch eine ganz gegentheilige Wirkung. August bäumte sich plötzlich hoch auf und schoß dann wie von Furien gehebt dahin. Wie hätte ich so etwas für möglich gehalten! Was für ein Geist beherrschte den Unglücklichen! Ob er so grenzenlos eitel war, seinen Herrn einmal wegen Schnellfahrens mit der Polizei in Konflikt bringen zu wollen, ob er der Wahnvorstellung lebte, ein imaginäres Derby gewinnen zu sollen, oder ob er gar von der fixen Idee angefallen wurde, Pegasus und Bucephalos in einer Person zu sein — ich weiß es nicht. Ich war in jeder Minute überhaupt nur des einen Gedankens mächtig: „Das wird schrecklich enden!“

Hurre, hurre hopp! Huffah! Schwupp und wupp und drauf und dran! August hüpfte wie eine irr sinnige Gewidre über das Straßenpflaster, und mein armer Körper in dem Wagen tanzte mit, daß mir mein Cylinderhut bis zum Hemdtragen hinabgetrieben wurde und ich jede Sekunde damit das Wagenrad durchzustößen fürchtete.

August war nicht zu bändigen. Wie vor dem der Menagerie entsprungene Löwen, der blutdürstend durch die Straßen rast,



wich vor ihm die Bevölkerung kreischend in wilder Flucht. Frauen fielen in Ohnmacht, Kinder wurden getreten, und Männer in den besten Jahren stoben zur Seite, händeringend und zeternd. Hätte man August für ein Pferd gehalten, es hätten sich wohl einige Beherzte gefunden, ihm in die Zügel zu fallen, so aber meinte Jeglicher gewiß, ein reizendes Fabelthier zu erblicken, das die flammende Hölle zur Ankündigung des Weltunterganges mitten unter die friedlichen Einwohner der Großstadt gespieen. Und das Schlimmste war, daß der Aufruhr an allen Ecken und Enden, die wir mit Blitzzugsgewindigkeit hinter uns ließen, August, den Entarteten, nur immer mehr aus Rand und Band brachte.

Soweit mir das Tempo unserer Fortbewegung überhaupt einige Beobachtung gestattete, konnte ich konstatieren, daß wir in recht plötzlicher Reihenfolge verschiedene Straßen, Plätze und Lokalitäten passirten, die sich etwas seitab von der Strecke zum Centralbahnhof befanden, und ich kam allmählich auf die Vermuthung, daß August meine dahinzuliebende Weitung, die er doch gehört haben mußte, im Lauf der Begebenheiten wahrscheinlich vergessen hatte. Meine nächste Entdeckung war mehr konkreter Natur. Ich fühlte nämlich mit einem Male, daß meinem Wagen die Hinterräder abhanden gekommen sein mußten, denn der Schwerpunkt meines Körpers veränderte mit erschütternder Unmittelbarkeit seine Basis in der Richtung gegen das Erdcentrum zu und meine Beine beschriebenen gleichzeitig eine überaus schwungvolle Kurve entgegengesetzter Tendenz.

In meiner nunmehr sehr unbehaglichen Lage wurde ich unfreiwilliger Zeuge, wie "wir" (ob der Kutscher mit unbegriffen war, konnte ich längst nicht mehr erkennen), nachdem der Viktualienmarkt, der Stadtpark und ein weitläufiger Hof, der als Wädhetrodenplatz zu dienen schien, nebst einigen weniger bemerkenswerthen Punkten der Stadt passirt waren, kurz nach einander — einer Apotheke, einem ziemlich stark besetzten Café und einem Bäckerladen einen nicht mehr als flüchtigen Besuch abstatteten. Die Geräusche, mit denen diese Evolutionen verbunden waren, griffen in meinem Wahrnehmungsvermögen so ineinander, daß ich Mühe hatte, nur einigermaßen einen Unterschied herauszufinden, wie z. B. zwischen dem Klirren eines zerbrochenen Omnibusfensters und dem Dröhnen meines eigenen Schädels, das dadurch herbeigeführt wurde, daß dieser Theil meines Körpers das Mikroskop hatte, die Fluglinie eines weis Gott woher kommenden Steines jäh zu unterbrechen, der wahrscheinlich an Augusts Adresse gerichtet war.

Mittlerweile — ich erfuhr das natürlich erst später — wurden schon behördliche Maßnahmen in großem Style getroffen, meiner etwas ungewöhnlichen Droschkenfahrt eine Ende zu setzen und Augusts auffälligen Gebahren Einhalt zu thun. Hinter uns raste die städtische Feuerwehr im stärksten Aufgebot daher, in den Straßen vor uns errichtete man bereits Barrikaden, und das in den Kasernen konfignirte Militär erhielt bereits Ausrückungsbefehl, — als endlich die erlösende Wendung eintrat.

In einer dunstgeschwängerten Garküche war es — ich konnte im Einfahren gerade noch die Ankündigung lesen, daß es hier "guten Mittagstisch zu 50 Pennig nebst Bier" gebe —, befahl August die unvermeidliche Reaktion. Er war eben im Begriff, in der Eile das Buffet abzuräumen, da entdeckte er unter den dafelbst ausgestellten Lefkerbissen ein "Zellerfleisch", in dem er vielleicht — die Gebeine seiner Eltern oder sonst eines lieben Verwandten erkannte. Anders hätte ich es mir nicht erklären können, daß er plötzlich schluchzend den Kopf senkte und zusammenknickte. Gebrochen an Leib und Seele, warf er mir noch einen Blick zu, der in Scham und Reue meine Verzeihung zu erflehen schien. Dann ließ er sich von den herbeigeeilten Schutzmannern geduldig Handschellen anlegen und in die psychiatrische Abtheilung des Thierpitals bringen. Ich hörte noch, wie verschiedene Leute, die hereinströmten, den Vorschlag machten, auch mich dahinzugeleiten (!), dann fühlte ich, wie man mich — mir wars, als geschähe es in einzelnen Portionen — aus den Trümmern des Wagens hervorzog — und ich verlor die Besinnung.

Am anderen Morgen — man hatte mich in häusliche Pflege gegeben — war ich gottlob soweit wieder hergestellt, daß ich mich ans Fenster tragen lassen konnte. Ein Blick überzeugte mich, daß August heute zum ersten Male in der Reihe seiner Kameraden fehlte. Aus der Zeitung las mir dann meine Frau die betäubende Nachricht vor, daß der Arme in verwichener Nacht in der Gumnijelle des Veterinärinstituts das Zeitliche gesegnet hatte, nachdem mit Massage, Kneipp-Douchen, Elektro-Therapeutik, Tuberkulin und schließlich sogar mit einer Trepanation vergebliche Versuche gemacht worden waren, ihn als eines der seltensten

Exemplare seiner Gattung lebend für das Aquarium zu retten. Man tröstete sich nun damit, das Vieh wenigstens in ausgestopftem Zustande im Museum zeigen zu können. Daran war die für mich recht unangenehme Schlussbemerkung gefügt, daß man mir, als dem intellektuellen Urheber des Kiesenfandales, der noch alle Kreise in Erregung halte, ein ausgiebiges Strafmandat ertheilen werde.

Ich ärgerte mich und vergoß einige Thränen, die gleichmaßen dem schänden Verkennen meines wissenschaftlichen Experimentirbranges, wie dem Singange Augusts des Einzigen galten. Ich hatte es ja so gut gemeint mit jenem kleinen Cognak.

Das war aber noch nicht Alles.

Gegen Mittag führten zwei Packträger einen Menschen bei mir ein, hinter dessen Binden und Bandagen ich mir mühsam Augusts Kutscher und Herrn erkennen konnte. — Der Kerl hatte die Unverschämtheit, mich um die noch rüchständige — Fahrtage zu mahnen!! —

Allerlei.

Berliner Tischzeit. Ein Kausirer aus Rosen verläßt seine Heimath, um sich Berlin anzusehen. Nach seiner Rückkehr verblüfft er seine Nachbarn, indem er ihnen erzählt, wie spät die Leute in Berlin zu Mittag speisen.

"Um zwölf Uhr, wie bei uns, ist dort überhaupt kein Mensch," erzählt e

- "Nun, wann essen da die Geschäftsleute?"
- "Nicht vor zwei Uhr oder gar erst um drei Uhr!"
- "Gott, wie spät! Und die reichen Leute?"
- "Nicht vor vier oder fünf Uhr!"
- "Und die Abgeordneten vom Reichstag?"
- "Um sechs oder sieben Uhr!"
- "Und die Herren Generale und Minister?"
- "Um acht oder neun Uhr."
- "So? Nu, wann ist dann aber Caprioi?"
- "Der Reichstanzler? O, der ist immer erst am

nächsten Tag!"

Eine prompte Antwort. Unsere Leser entsinnen sich der Mittheilung, wonach bei einem Ball, den Prinz Heinrich von Preußen im vorigen Winter im Schlosse zu Kiel gab, ganz unerwartet und zum freudigsten Erbittern der fröhlichen Tanzgesellschaft der Kaiser erschien. Aber eine hübsche Einzelheit, die so recht das wohlwollende Wesen des Monarchen widerspiegelt, wird doch erst jetzt ausgedauert. Kaum war es bekannt geworden, daß der Kaiser als selbst geladener Gast des prinziplichen Bruders erschienen war, als sich Alles bemühte, der so plötzlich veränderten Rangordnung Rechnung zu tragen, dem Kaiser überall den Vortritt zu lassen und ihm überhaupt die gebührenden ersten Ehren zu erweisen. Der Kaiser bemerkte dies und durchkreuzte allen Zwang der Hofetiquette mit den Worten: "Seute will ich nicht Kaiser sein. Amüßren will ich mich und setze mich zu den jungen Mädchen." Gesagt, gethan. Der Kaiser nimmt lächelnd zwischen zwei jungen Damen Platz. Die Eine ist ganz bellommen und, wie gelähmt durch die unerwartete Ehre, schlägt sie, vom Burnurth höchster Verlegenheit übergoßen, die Augen nieder. Die andere Nachbarin dagegen verliert den Muth, den ihr Schönheit und aristokratische Sicherheit eingeben, auch angesichts dieses neuen Kavalliers nicht, sondern sieht mit bligenden Augen den kommenden Dingen entgegen. Der Kaiser weidet sich einen Augenblick an dem selbstam konstatirenden Wesen der Mädchen und wendet sich dann zu der Schüchternen mit der launigen Frage: "Mein Fräulein, was würden Sie sagen, wenn ich den Marineoffizieren das Heirathen verböte?" Tiefes Schweigen, ein noch tieferes Erröthen, aber keine Antwort. Der Kaiser, höchlich belustigt, wendet sich zur zweiten Nachbarin: "Was würden Sie dazu sagen?" "Majestät, das ginge gar nicht. Sonst stirbe ja ihre Marine aus" — lautete die prompte Antwort.

Wittwenverbrennungen und Menschenopfer in Indien. Aus Kalkutta schreibt man der "N. B. Z.": Trotz allen behördlichen Maßnahmen dauern die Wittwenverbrennungen noch fort. Wohl haben in neuerer Zeit einige Wittwen es gewagt, das englische Gesetz um Schutz anzurufen, welcher ihnen auch sofort gewährt wurde; doch empörte sich die ganze Kaste gegen diese Weiber, stieß sie aus und die Wittwen starben bald. Daß auch sonst noch Menschenopfer vorkommen, wird wiederholt bestätigt. Von Kalkutta fährt regelmäßig ein Dampfer nach Jasse Point, welches an der Südküste Indiens in der Bengalischer Bai liegt. Die Reise bis dahin dauert zwei bis drei Tage, je nach Wasserstand und Strom. Hier verlassen mir diesen Dampfer, um ein kleines Boot zu besteigen, welches uns den Strom Mahanadi aufwärts nach der Stadt Cattac bringen soll; auch diese Reise oder Bootfahrt nimmt zwei Tage in Anspruch. Cattac ist eine echt indische Stadt: enge, krumme Straßen, niedrige Häuser oder richtiger Hütten, wenige Europäer und keine Verbindung mit dem übrigen Indien, außer auf dem beschwerlichen und langsamen Flußwege in kleinen Flachen Booten. Jeder ankommende Europäer wird wie ein Wunderthier begafft: man stellt allerlei Vermuthungen darüber an, was er hier will. In dieser

Stadt ist nicht viel Merkwürdiges, außer einigen alten Tempeln mit Götzenbildern; doch hier erhebt sich das Gebirge. Sinter Contact sehen wir hohe Berge, mit immergrünen Wäldern bedeckt. Eben in diesen Bergen lebt und haust der Volkstamm der Dhongas. Sie sind nicht so dunkel wie die Hindus, kleiner von Gestalt, jedoch, wie alle Bergvölker, kräftig gebaut. Sehr selten verläßt einer dieser seine Berge; wenn es geschieht, so kommt er in böser Absicht. Noch ist es kaum 20 Jahre her, daß sie jeden Fremden, wer es auch sei, welcher ihre Grenze überschritt, mordeten. Es kostete den Engländern viele Mühe und manche Soldaten, ehe die Bergbewohner ihre Grenze freigaben; trotzdem ist es nicht räthlich, ohne geeignete militärische Bedeckung sich dahin zu wagen. Diese Dhongas haben ihren eigenen Glauben; ihr Gott ist der Gott der Erde, welche sie bewohnen. Von ihm hängt es ab, ob ihre Felder und Bäume fruchtbar sind oder nicht; durch ihre Priester verkehren sie mit diesem Gotte. Dieser Gott giebt stets seinen Gläubigen, was sie wünschen, jedoch nur, wenn sie Opfer bringen. Diese Opfer bestehen aus Menschen: doch dürfen es keine aus demselben Stamme sein, sondern jede andere Menschenrasse, nur kein Dhong, kann als Opfer dienen. Auf welche Weise sie Opfer bekommen (bezw. erblickten), erfährt man aus Folgendem. Einige der Priester steigen hinunter in die Ebene und kaufen Kinder im Alter von ein bis sechs Jahren. Ist es nicht möglich, solche zu kaufen, so stehlen sie dieselben, jedoch nur Knaben dürfen es sein. Sobald einige solcher Kinder gekauft oder gestohlen sind, wird die Reise in die Berge angetreten, worauf wieder ein paar andere Priester zu demselben Zwecke hinuntersteigen. Die Knaben werden bei einer Familie in Pflege gegeben, wobei sie heranwachsen, ohne daß sie eine Ahnung haben, zu welchem Zwecke sie hier ersogen werden. Sie sind, weil sie so jung heraustrimmen, in dem Glauben, daß ihre Erzieher ihre Eltern seien. So wächst der Knabe heran, bis er 18 oder 20 Jahre alt ist; nur die Priester wissen es, wann er an die Reihe kommt; er selbst hat keine Ahnung. Wohl hat er schon vielen Opferungen beigewohnt, jedoch daß er selbst bald dazu dienen muß, weiß er nicht, denn sonst würde er wohl nicht so geduldig warten. Uebrigens hat er es sehr gut gehabt, denn sein Vater läßt ihn nicht viel arbeiten, er hat immer das beste Essen und ist sehr gut Freund mit den Priestern, welche ihn recht oft besuchen. Doch eines Morgens kommt ein Priester mit seinen Gehilfen und erklärt ihm, daß ihn Gott ausersehen hätte, sein Volk glücklich zu machen, er soll geopfert werden. Jetzt hilft kein Sträuben, kein Bitten, kein Entinnen. Er wird zum Tempelplatz abgeführt. Hier hat sich schon viel Volk versammelt, auch die anderen Opfer sind schon da, denn manchmal sind es sechs und mehr. Die Opfer werden an einen heiligen Baum festgebunden und nun tanzen und springen die Dhongas um diese herum. Alles was diese Unglücklichen verlangen, wird ihnen gewährt, nur nicht die Freiheit. Drei Tage dauert das Fest, am dritten Tage werden die Opfer losgebunden, denn ihr Gott will keine gezwungene oder gebundene Opfer; doch damit sie keinen Fluchtveruch machen, wird ihnen, ehe sie losgebunden werden, das rechte Schienbein gebrochen. Sobald sie losgebunden sind und auf einem Bein am Baume stehen, giebt der Priester das Zeichen, indem er mit einem kleinen Messer das Opfer verwundet, damit einige Tropfen Blut zur Erde fallen. Kaum ist dies geschehen, so stürzen sich die Gläubigen auf die Opfer, jeder mit einem kleinen, scharfen Messer bewaffnet, und schneiden ein Stück Fleisch ab, welches sie in ein Blatt wickeln. Damit begeben sie sich eiligst nach ihrem Ader, um es hier einzugraben. Alles dies muß schnell geschehen, denn der Gläubige muß noch vor Sonnen-Untergang zurück zum Tempel sein, sonst zürnt ihm sein Gott. Auf diese Weise wird das Opfer lebend zerstückelt, denn die Größe dessen, was der einzelne abtrennt, hat keine Bedeutung: je kleiner er abscheidet, desto genügamer erscheint er seinem Gott und desto mehr Segen wird er haben. Die Gebeine der Unglücklichen werden in den Wald getragen und dem Gott des Waldes überlassen, welcher sie durch seinen Diener, den Lieger, abholen läßt, so lehren die Priester. Noch sind es keine zwanzig Jahre, daß nicht jährlich mindestens 300 solcher Menschen geopfert wurden. Zwar hat die Regierung es streng verboten, doch erst nach harten Kämpfen und mit Militärmacht fügten sich die Dhongas. Geopfert wird freilich immer noch, wenn auch im Geheimen und in geringerer Anzahl, denn ohne eine bedeutende Anzahl Soldaten ist es unmöglich, diese wilden Bergstämme zu überwachen.

Geographic schwach. Der französische Gesandte Baron Kroz — so lesen wir in englischen Blättern — sollte in Tokio durchsetzen, daß dem französischen Handel ein japanischer Hafen geöffnet werde. „Nehmen wir an: den Hafen von Chemulpo“, sagte der Baron. — „O gern“, entgegnete der japanische Minister, „aber nur unter der Bedingung, daß unserem Handel Jährlich der Hafen von Liverpool freigegeben wird.“ — „Wie können wir denn das?“ meinte Baron Kroz. — „Der Hafen von Liverpool gehört ja nicht uns, sondern England.“ — „Ganz ebenso ist es bei uns“, entgegnete der japanische Minister mit verbindlichem Lächeln, „der Hafen von Chemulpo gehört ja auch nicht uns, sondern dem Könige von Korea.“

Humoristisches Allerlei. Druckfehlerteufel. Gestern raste das Oberhaupt unserer Stadt zum Genus der Sommerfröhen an die Schweizer Seen. Der berühmte Maler wurde am Bahnhof von einem Häuflein Kunstbingerempfangen.

Störend. „Warum nimmst Du die Emilie nicht? Sie hat sehr viel Geld.“ — „Ja, aber schon so lange!“

Doppelsinnig. Fremder (in einem Wirthshaus, nachdem er der Kellnerin ein Trinkgeld gegeben): „So — der Hausknecht bekommt nichts, weil er mich schlafen ließ, so daß ich gezwungen war, noch einen Tag hier auszuhalten!“ — Wirth: „Bitte, ist auch nicht nötig! Der Hausknecht ist schon von mir bezahlt!“

Ein blühendes Geschäft. „... Sie sind ja ein entsetzlicher Mensch! Heute werden Sie bei uns abgeurtheilt, übermorgen sollen Sie vor dem Landgericht erscheinen und zur nächsten Woche sind Sie schon für die Nachbarstadt requirirt!“ — „Ja, ja, Herr Richter wenn das Geschäft so fortwächst, kann ich's bald nimmer machen!“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Wir sind in der angenehmen Lage, unseren Lesern von einem Unternehmen Kenntniß zu geben, das ohne durch irgendwelche geräuschvolle Klatsche eingeführt zu werden, soeben als eine der bedeutendsten Erscheinungen der Zeitschriften-Litteratur in Berlin ins Leben tritt. Es handelt sich um die „Erste Wochenkunstzeitschrift Deutschlands“, um die neue illustrierte Zeitschrift **Amsler u. Rutherford's Wochen-Berichte**, die der Verlagsbuchhandlung des Kunstsalons und der Wochen-Berichte aus demselben Verlage ihre Entstehung verdankt. Daß es sich hier um eine Publikation allerersten Ranges handelt, wird jeder in der Kunst einigermaßen Bewanderte sofort erkennen, wenn er erfährt, daß als literarische Mitarbeiter (woblgemerkt, nicht etwa nur als künstlerische) Künstler wie Alma-Tadema, Augusto Correlli, Ludwig Dettmann, Eduard von Gebhardt, Eduard Grüner, Hermann Hendrich, Hubert Herkomer, Hans Herrmann, Fernand Khnopff, Paul Kiebling, Max Koner, Kessler-Utz, Max Liebermann, Ludwig Koster, Max Pilschmann, Raffaelli, George Sauter, Curt Stoeving, Hans Thoma, Hugo Vogel, Josef Willig, Nils Wivel u. A. an dem neuen Unternehmen mitwirken, und zwar in der Weise, daß diese Künstler über ihr Schaffen dem großen Publikum Aufschluß geben, damit durch diese Beiträge zur Kenntniß von künstlerischen Schaffen, die der Medakteur der Zeitschrift Paul Hildebrandt bearbeitet, Freude an der Kunst und Verständniß für dieselbe geweckt werde und damit der Wahlspruch, den die Zeitschrift sich erwählt hat, zu einem Wahrspruch werde: „Die Kunst soll kein Luxus sein, sondern sie muß Gemeingut aller werden.“ Damit aber Amsler u. Rutherford's Wochen-Berichte eine „Kunstzeitschrift“ in des Wortes weitester Bedeutung werden, werden sich dieselben allen Künsten und Kunstzweigen widmen. Von namhaften Autoren — aus dem Inhalte der ersten Nummer nennen wir nur einige: Paul Scheerbart (Berlin), Otto Julius Bierbaum (Berlin), Dr. Alfr. Nossig (Paris), Rud. Berger (München), Dr. F. Suesser (Krakau) — werden theils Kunstbriefe aus den Hauptkunststädten Europas, theils illustrierte Aufsätze aus den Gebieten: Architektur, Kunsthandel, Kunstgewerbe, Litteratur, Malerei, Musik, Plastik, Theater, zur Veröffentlichung gelangen. Zahlreiche Künstler- und Künstlerinnen-Interviews und Atelierbesuche werden dem Inhalte der Zeitschrift einen intimen, interessanten Charakter verleihen, und eingestreute kleine Dichtungen bedeutender Dichter das rein künstlerische Element vertreten. Für die vornehme typographische Ausstattung des Blattes durch Handgelehrten, Kupferstecher, Initialen und Schlussstücke sind hervorragende Zeichner gewonnen worden, von denen in allererster Linie der berühmte hochgeniale dänische Meister Nils Wivel genannt sei. Als Gratisbeilagen zu Amsler u. Rutherford's Wochen-Berichten werden den Abonnenten noch folgende illustrierte Blätter geliefert. Alle vierzehn Tage: „Im Künstlerland“, enthaltend Beiträge zur Kenntniß von künstlerischem Schaffen. Alle Monate einmal: „Kunst im Salon“, enthaltend die neuesten kunsthändlerischen Erscheinungen, gedacht als Wegweiser für das kunstlaufende Publikum, und alle 6 Wochen (8mal im Jahr): „Kunst aller Welt“, enthaltend Kunstbriefe aus den Hauptkunststädten Europas. Um Jedermann die Anschaffung dieser in ihrer Art wohl einzig dastehenden Kunstzeitschrift zu ermöglichen, ist der Jahres-Abonnementspreis für 12 reich illustrierte Nummern incl. aller Gratisbeilagen auf nur 12 M. angesetzt, auch kann die Zeitschrift quartalsweise in einzelnen Nummern à 30 M. bezogen werden. Wer ein billiges und vornehmes illustriertes Kunstblatt für die Familie haben will, dem können wir das Abonnement von: Amsler u. Rutherford's Wochen-Berichte bestens empfehlen.

— Die Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig versendet jedoch die erste Lieferung einer vorläufig auf 12 Bände in ca. 80 Lieferungen à 40 Bf. berechneten Auswahl der **Schriften Hermann Heibergs**. Diese Bände enthalten Romane, Erzählungen, Novellen und Novellen, die vermöge ihrer literarischen Gediegenheit jeder deutschen Privatbibliothek zur Hand reichen und zur Anschaffung warm empfohlen werden können. Der sittliche Gehalt, die poetische Verklärung, die Fähigkeit, lebenswahr zu gestalten, den Leser durch interessante Konflikte, sowie durch ein starkes Schilderungs- und Erzählertalent dauernd zu fesseln, haben Hermann Heiberg seit den letzten fünfzehn Jahren zu einem deutschen Familienchriftsteller ersten Ranges gemacht. Wir kommen deshalb gern dem Wunche der Verlagsbuchhandlung nach, dieser neuesten Heiberg'schen Publikation eine eindrucksvolle Empfehlung mit auf den Weg zu geben.